

Franzpeter plante jede seiner Wanderungen bis ins Detail - Entwurf

Wer stets mit dem Kompass unterwegs ist, hat die Orientierung verloren. Wer nichts von Irrwegen weiss, weiss nichts von Wegen.

(Martin Seel; Nichtrecht haben wollen, S. 52)

Franzpeter plante jede seiner Wanderungen bis ins Detail. Ein wesentlicher Genuss beim Wandern bestand für ihn darin, dass sich sein Plan als richtig erwies. Nie hatte er den geringsten Zweifel, einen falschen Weg gewählt zu haben. Er wusste zum vorneherein sehr genau, wo und wann es welche Abzweigung innerhalb der gewählten Route gab und selbstverständlich, welche Abzweigung es laut Plan jeweils zu nehmen galt. Selbst Steigungen und steile Abstiege konnten ihn nicht überraschen. Über die Schilder, die bei einer Wegscheide die Richtungen, die Zielorte und nur allzu oft auch die Wanderdauer anzeigten, ärgerte er sich, ja, er empfand sie als eine, wenn auch kleine, persönliche Infragestellung seiner quasi prophetischen Gabe. Felsen, Berge, Wälder als Wildnis, in der man sich verirren könne, zu bezeichnen, erschien ihm idiotisch. Er wusste, seine Orientierungsfähigkeit war überdurchschnittlich. Aber nicht nur auf diese Fähigkeit war er stolz. Er besaß nämlich auch ein außergewöhnlich gutes Gedächtnis. Dieses ermöglichte ihm den zu erwandernden Abschnitt auf der Karte detailgetreue memorieren zu können. Eine Karte mitzunehmen hielt er daher nicht für nötig. An Leuten, die in einem Smartphone mit entsprechendem Wander-App ihre Route sondierten, schritt er, ohne sie eines Blickes zu würdigen oder sie zu grüßen und ihnen gar gute Ratschläge zu geben, zielgewiss und rasch vorbei.

Ja, rasch, denn unvergleichlich war auch seine Pace, seine Schrittkadenz. Auch da machte ihm niemand etwas vor. Ziele planmäßig anzusteuern war das eine, seine Ziele rechtzeitig und in angemessener, sprich kürzester Zeit zu erreichen war eine weitere Fähigkeit, um die Welt nicht nur zu durchschauen, sondern auch auf eigene Faust durchschreiten zu können. Selbstredend, dass er dazu keine Wanderstöcke benötigte.

An einem hellen Sonntagmorgen im Juni, wenn die Tage lang und die Nächte kurz sind, nahm er sich vor, früh in die Vorberge zu fahren und eine längere Wanderung anzutreten.

Hier war er noch nie. Aber das war gerade jene Herausforderung, die seine stupenden Fähigkeiten auf die Probe stellen und ihm abermals zeigen sollte.

Die Bahn brachte ihn zur gewünschten Busstation, wo der Bus, gemäß Fahrplan, wartete, auf ihn und wenige andere Fahrgäste, zwei ältere Paare, die sich die ganze Zeit mit Belanglosigkeiten übertrumpften, und eine Singlefrau mit giftgrüner Jacke und kurzen beigen, bis an die Knie reichenden Hosen, die zielgerichtet einen Platz im hinteren Teil des Busses aufsuchte. Franzpeter bevorzugte den Platz ganz vorne, wo er sowohl einen Blick auf den Fahrer als auch auf das ihn Zukommende werfen konnte. Und zudem konnte er sich so dem Gefühl hingeben alleine im Bus zu sein. Die zwei Paare verteilten sich hinter ihm. Irgendwo. Er wusste nicht wo. Es war ihm egal. Seinen Platz hatte er ja bezogen.

Die Straße war kurvenreich, Franzpeter daher ein wenig angespannt, obwohl er natürlich genau wusste, dass die Straße kurvenreich sein würde. Der Chauffeur, ein graumeliertes Mitfünfziger wie Franzpeter mit braungebranntem, bereits faltenreichem Gesicht und Backenbärtchen bis zur Kieferbiegung nahm es locker. Schläfrig, fand Franzpeter, was er ihm übelnahm. Allerdings wusste er auch, dass der Chauffeur die Strecke wohl schon hunderte Male gefahren war und das Risiko für einen Fahrfehler gering war. Hier, und in den öffentlichen Verkehrsmitteln, konnte er nichts ausrichten. Hier musste er sich den Entscheidungen anderer fügen. Umso mehr freute er sich darauf, bald den Wald als seine Domäne, sein Territorium, als das der Selbstbestimmung, betreten zu können.

An der Endstation stiegen alle noch Verbliebenen aus. Die Singlefrau mit der giftgrünen Jacke war schon eine Station früher ausgestiegen.

Franzpeter hatte es nicht nötig, wie es die älteren Paare taten, sich zuerst zu orientieren. Er wusste genau, wo's langging. Und als er schon die erste Anhöhe vor dem Eintritt in den Wald erreicht hatte, warf er einen Blick zurück und sah, dass die beiden Paare erst den Ausgang des Dorfes erreicht hatten. Er war's zufrieden.

Es würde ein argloser Morgen werden im lichten Wald. Die helle Morgensonne würde das dunkle Grün der Blätter, besonders das der Buchen, hellgrün zum Leuchten bringen. Das kannte er. Es würde ihn freuen. Er fühlte sich bereit.

Bevor er in den Wald eintrat, blieb er stehen und warf er einen Blick auf den kahlen Gipfel, den er in weniger als zwei Stunden bezwungen haben würde. Momentlang meinte er, alles sei mit wenigen Schritten getan. Der Gipfel schien

ihm fast nur aus grauem Gestein, eingesäumt von Grün der letzten Fichten zu bestehen. Eine Mönchstonsur, fand Franzpeter. Er fand, dieser Vergleich sei ihm gelungen. Wahrscheinlich war es noch gar nicht so lange her, dass die letzten Schneeflecken geschmolzen waren, mutmasste er. Weiter unten im Tal entdeckte er noch Nebelfetzen. In spätestens einer halben Stunde wird die Sonne auch diese Zuckerwatte gefressen haben. Schon wieder ein gelungener Vergleich.

Als er in den Wald eintrat, hatte er das Gefühl, ein fröhliches Zwitschern und Tirilieren würde ihn empfangen. Vielleicht bildete er es sich ja auch nur ein. Von wem es ausging, konnte er jedenfalls nicht sehen. Aber schon bald glaubte er einen Eichelhäher und einen Pirol an ihrem Gepfeife zu erkennen. Aber als er einen kurzen Moment stehen blieb, um genauer zu horchen, vernahm er nur noch das Klopfen eines Spechts, weit oben klopfte einer die hohe Buche ab. Dann war es fast ganz still. Nur fernes Rauschen. Nicht identifizierbar.

Franzpeter fühlte sich, als sei er angekommen. Es war kein romantisches Gefühl. Er hatte nicht das Gefühl, als würden zitternde Blätter ihm etwas zuflüstern wollen, als befände er sich angesichts hoher Bäume in der Kathedrale der Natur, als stünde er von nun an in Gottes Führung und würde nun bald ein Lied zu seiner Ehre singen.

Nach zwanzig Minuten Marsch gesellte es sich ihm zu. Franzpeter rollte mit den Augen und probierte ein Grinsen. Es stellte sich einfach immer wieder ein, wenn er einige Zeit allein im Wald gegangen war. Ungefragt, aber hartnäckig ging es halb hinter, halb neben ihm. Es erinnerte ihn immer wieder daran, dass er als Kind sich ab und zu ruckartig umdrehte, um seinen Schutzengel zu sehen. Jetzt hatte er schon längst aufgehört sich umzudrehen. Was blieb, war ein unangenehmes Gefühl, als müsste er noch einen zusätzlichen Rucksack tragen. Allerdings einen ohne Gewicht. Mehr so wie an seine Haut angeklebt. Oder, wie wenn ein großes Geschwür aus seiner rechten Schulter herauswachsen würde. Aus gewichtslosem Geist zwar, dennoch unerträglich.

Eine Klette. Weder zu lieben noch zu hassen. Aber was dann? Er wusste es nicht. Dieses Gefühl, nahe, bei ihm, in ihm, aber doch draußen. Es war einfach nicht abzukriegen, auch wenn er sich bemühte, es zu ignorieren.

Schließlich bezeichnete er sie als seine persönliche Herausforderung. Ein Zubewältigendes wie die abzuwandernde Strecke. Er hatte gelernt, es zu

überlisten. Es, dieses Gefühl. Er vermied es, ihm einen Namen zu geben. Die List hieß, ignorieren, nicht zurückschauen und Aufmerksamkeit nur für das, was vor ihm lag. Und in diesem angestrebten Daseinsmodus entwickelte er den Ehrgeiz, sämtliche ihm begegnenden Erscheinungen der Flora und Fauna, vor allem die der Flora, sofort und zweifelsfrei benennen zu können.

Die so bezeichneten Bäume, Blumen, Vögel und ja sogar Käfer ersetzten ihm zudem die fehlende Begleitung, die er sich hie und da doch wünschte. Der Wald, die Bäume, Sträucher und Blumen bekamen mit seiner Benennung etwas Vertrautes, häuslich Familiäres, als wären sie seine Mitbewohner. Natürlich sprach er die Namen nicht laut aus, er registrierte sie nur, innwendig, nur für sich. Man hätte ihn ja sonst für verrückt halten können.

Bereits vor Antritt seiner Reise in das Wandergebiet war ihm klar, dass er es mit einer kollin-subalpinen Zone zu tun haben würde. Er würde vor allem Fichten, Buchen, Weisstannen, Lärchen, vielleicht mal einen Bergahorn, einen Kieferbaum bzw. eine Föhre oder eventuell sogar eine Birke antreffen. Aber auch Blumen, als da wären der gewöhnliche Rotklee, vorab in lichten Wäldern, das bewimperte Mannsschild kalkliebend, weiß, fünfblättrig im Blütenstand, der nesselblättrige Ehrenpreis, krautig, der Stängel kurz flaumig behaart, das breitblättrige Laserkraut, ein Doldenblütler, an steinigen Hängen vor allem, montan-subalpin, die Wiesen-Margerite, eher auf Wiesen und Weiden, aber auch auf Schuttplätzen, das zottige Habichtskraut, eine krautige Pflanze mit zungenförmigen Grundblättern, rosettig angeordnet, gibt's auch auf nackten Felsen, am Alpenrand, das schwarze Männertreu, eine Orchidee mit kugeligem Blütenstand auf Weiden am Alpenrand zu sehen, der Tannenbärlapp, auch Teufelskralle genannt, in Fichtenwäldern, die Äste sind spiralig benadelt, sieht aus wie eine Fichte im Jugendalter.

Er hatte sich all dieses Wissen mit Hilfe eines wissenschaftlichen botanischen Bestimmungsbuches nach und nach angeeignet. Pflanzen waren ihm lieber als Tiere. Pflanzen bleiben an ihrem Ort stehen. Verwurzeln sich und wachsen dem Licht entgegen. Franzpeter fand, das sei eine simple und kluge Existenzweise. Man nimmt einen Platz ein und von dem aus wächst man in die Höhe. Irgendwie aristokratisch, erhaben wie die Eichen und Buchen zwanzig, dreissig, fast vierzig Meter in den Himmel ragen.

Tiere dagegen und daher auch Menschen (Wie klein sie doch sind im Vergleich zu den Eichen und Buchen!) treiben sich dauernd herum, kommen sich dabei viel zu oft in die Quere und irren umher, bis sie, einige jedenfalls, am Ende nicht mehr wissen, wo sie hingehören. Der Mensch, ein ewiger Herumtreiber, eine anstrengende Existenz.

Tiere bekamen er selten zu Gesicht. Und wenn, dann handelte es sich um das gemeine Reh, Kühe auf der Weide und Hunde bei einem Hof, die nichts Besseres konnten als ihm minutenlang hinterher zu bellen, bis er um die Ecke verschwunden und für sie nicht mehr sicht- und hörbar war. Kühe hatten für ihn diesen durchdringenden Blick, von dem er nicht recht wusste, ob es stumpfe Blöðheit war oder zurückhaltendes Interesse ausdrückte.

Vögel schon, die bemerkte er. Er hatte sie ja schon beim Betreten des Waldes bemerkt. Sie waren gewissermaßen nicht zu überhören. Aber sie flogen oft nur hastig hin und her, so dass es ihm nur selten gelang, ihre Art nach ihrem Vogelkleid zu bestimmen.

Den ganzen Tag nichts als Fressen suchen. Auch eine Existenzweise.

Er hätte wohl länger stehen bleiben müssen, um sie genauer beobachten zu können. Aber das verbot ihm sein Plan, sein Vorwärtsdrang, sein bewusstes Voranschreiten. Der Mensch kann Pläne machen und sich an Pläne halten. Das kann kein Tier.

Franz Peter schätzte es, niemandem auf seinen Wanderungen zu begegnen. Er fand Mitwandernde störend. Natürlich wusste er, dass es sie geben musste. Warum sie ihn dann trotzdem störten, das hatte er noch nie ernsthaft versucht herauszufinden.

Er war in etwa schon eine Stunde gewandert, fast ausschließlich im Wald. Immer tiefer war er eingedrungen in die grüne Wand hinein, hinein in ein dunkles Blättermeer, in unbekanntes Gehölz und obwohl er sich bemühte den Blumen und Bäume Namen zu geben, spürte er auch immer wieder einen leichten Schauer: das kühle Grauen des Unzugänglichen, des Unbekannten, des Anonymen, des Stummen. Als wollten ihn Bäume, Blumen und Sträucher in ein namenloses grünes Chaos hineinziehen.

Franzpeter wusste, dass nun bald eine wichtige Abzweigung kommen musste. Und tatsächlich – er hatte zuvor noch eine kleine Erhebung erklommen und stieg nun hinab auf die Kreuzung zu. Von oben herab sah man sie schon von

Weitem. Es war ein kleines baum- und sträucherloses Plätzchen, zur Seite stand ein kleines Haus. Ein Betonbau mit unklarer Funktion. Wahrscheinlich ein Wasserspeicher oder was Ähnliches. Er schenkte ihm nicht weiter Beachtung, denn seine Aufmerksamkeit galt ganz der Frau mit der giftgrünen Jacke, die dort stand und in seine Richtung schaute. Es machte den Anschein, als ob sie sein Kommen schon länger bemerkt hatte, und nun auf ihn wartete.

Die giftgrüne Jacke.

Franzpeter war irritiert. Leicht.

Er wandte den Blick von ihr ab. Was will die? Einen Moment lang dachte er stehen zu bleiben. Oder kommt die noch auf Idee mit ihm weiterzuwandern. Er entschloss sich, keinesfalls bei ihr stehenzubleiben, senkte den Kopf und wollte an ihr vorbeiziehen, ohne Gruss versteht sich. Aber bevor er sie erreicht hatte, begrüßte sie ihn mit der Frage:

«Hallo. Guten Morgen. Wissen Sie, welcher Weg am besten zum Gipfel führt?»

Schnellstmöglich und stumm an ihr vorbeizugehen, das war nun nicht mehr möglich. Sein Wissen war gefragt. Er blieb abrupt stehen, brauchte einen Moment um sich zu fassen.

Was fragt sie mich? Kann die nicht die Schilder lesen? Franzpeter sah sich kurz um. Zu seinem Erstaunen standen auf der Kreuzung tatsächlich keine Schilder. Das war ihm entgangen. Jemand hatte die verwitterte Stange samt ihrem Betonkegel, der der Verankerung diente, ausgerissen, entfernt. Der lag am Rand der kleinen freien Fläche. Der obere Teil mit den Hinweisschildern war offensichtlich abgesägt worden und verschwunden. Vandalen, Idioten, dachte Franzpeter.

Er sah zu ihr hin. Wahrscheinlich ist nicht nur ihre Jacke giftgrün. Wo möglich auch ihre Augenfarbe. Und diese hennagefärbten rötlichen Haare. Fein abgestimmt. Ausgewogen. Klein. Sie ist klein. Rote Backen. Rundliche Figur. Etwas pummelig. Nein, eher kräftig, fast schon athletisch.

«Es gehen beide hoch», entschloss er sich nach einer längeren Pause zu entgegnen.

«Aha. Und welche ist kürzer?»

Sie sah ihn lächelnd, fast schon fröhlich an. Franzpeter war nahe daran, mit dem rechten Ellenbogen nach hinten zu schlagen. Irgendjemand hatte ihn doch

von hinten geschupst. Er starrte die Frau an. Sie blickte zurück, eine Antwort erwartend.

Franzpeter schimpfte sich später, dass er das nicht hätte tun sollen. Aber sie war ihm wie der unerwünschte Gast. Aufdringlich. Er wollte sie loswerden. Darum brummelte er, dass es links herum schneller ginge, obwohl er wusste, dass es nicht stimmte. Und dass es auf diesem Weg abermals eine Kreuzung gab, wo man den richtigen Weg zu wählen hatte, das fügte er nicht hinzu, obwohl er es doch wusste. Möglich, dass sie dann den richtigen Weg verpasst.

Ist ja nicht sein Problem.

«Dann also», sagte sie mit hoher Sopranstimme, in die sich ein leichtes Kratzen einmischte. Sie sah noch kurz zu ihm hin, dann stapfte sie los in Richtung des Wegs, den ihr Franzpeter gewiesen hatte.

Hatte die tatsächlich erwartet, dass er sich ihr anschloss, dass sie doch ebenso gut zu zweit hätten hochgehen können? Geschenkt.

Franzpeter blieb stehen. Er wollte warten, bis sie verschwunden war. Er zog den Rucksack ab, griff sich seine Trinkflasche und genehmigte sich etwas von seinem zuckerlosen Pfefferminz-Lindenblüten-Tee.

Obwohl. Es wäre wahrscheinlich besser gewesen, für sie, wenn wir zusammen den kürzeren Weg hochgewandert wären. Der Gedanke ließ ihn nicht los.

Dann warf er einen Blick auf seine Armbanduhr und fand, dass es zeitlich gesehen gestattet sei, noch einen Müesliriegel zu verzehren. Schließlich nahm er entschlossen und ausgreifenden Schritts den rechten, den richtigen Weg.

Der begann anzusteigen. Franzpeter wusste das natürlich. Keine Überraschung. Auch den allmählich Vegetationswechsel hatte er vorausgesehen. Häufiger Nadelhölzer, Laubbäume seltener, Weisstannen, Fichten, Kiefern. Lärchen? Eher nicht.

Da, eine Eibe mit der roten Beere, dem süßen Arillus. Die Vögel sind ganz scharf darauf und verbreiten so den Samen. Franzpeter blieb stehen und trat zum Arillus. Aber wer weiß das schon. Er sagte es laut und neigte sich leicht zur Seite, als stünde dort seine Begleiterin, der er das erläutern wollte. Die Vögel verdauen den Samen, der ihnen nichts anhaben kann, und verteilen ihn dann mit ihren Ausscheidungen. Bei uns gefährdet und daher geschützt. Und ja, sie ist giftig, bekanntlich. Die roten Beeren allerdings nicht. Die fressen auch Rehe ganz gerne.

Jetzt könnte es sein, dass sie mir zunickte, zustimmte. Es könnte sein, aber es ist nicht so. Franzpeter starrte die giftigen roten Beeren an, während er sich sagte: Ich weiß das. Dass es nicht so ist.

Er drehte sich vom Arillus ab und marschierte los. Kräftig. Ausgreifend. Seine Schrittkadenz versuchte er beizubehalten, auch dann, wenn es steil bergauf ging. Das war nicht immer einfach, beziehungsweise möglich, denn in zunehmendem Masse lagen nun Steine auf dem inzwischen schmaler gewordenen Pfad. Steinen und Wurzeln galt es auszuweichen. Umknicken oder gar stolpern. Und den Knöchel verstauchen. Das fehlte noch.

Auch wenn er nun nichts mehr anderes tat, als den Blick auf den Weg zu richten, ließ ihn das unerwünschte Gefühl, es befände sich hinter ihm noch jemand, womöglich eine Frau, nicht los. Schließlich blieb er stehen und schaute zurück. Blitzartig. Angriffslustig. Der Schutzengel. Er konnte nicht anders, als die mit der giftgrünen Jacke zu erwarten.

Aber nein, nichts, niemand.

Idiotisch.

Franzpeter hörte sich einatmen.

Vorwärts jetzt.

Das Ausatmen hörte er nicht mehr.

Es war ihm wohlbekannt, dass der Aufstieg insgesamt sicher dreiviertel Stunden dauerte. Eine viertel Stunde hatte er schon hinter sich, macht noch eine halbe vor ihm.

Zwischendurch wurde die Strecke flacher, dann veränderte sich auch die Landschaft wieder. Es gab nun mannshohe Büsche, deren Äste in den Weg hineingewachsen waren und die man daher wegschieben musste. Arbeit am Hang, dann Arbeit im Gebüsch. Ihm bereitete das Vergnügen. Er fühlte sich stark. Fähig. Austrainiert. Noch viel nachhaltiger, seit er ein Abonnement in einem Fitness-Center gekauft hatte und mindestens zweimal pro Woche für eine Stunde trainierte.

Einzig, dass er nichts mehr sah als grünes Gestrüpp. Plumpes grünes Blättermeer. Das störte.

Hatte er damit gerechnet? Hätte er nicht wissen müssen, dass im Juni ja die Bäume mit allem, was in ihnen steckt, hinaus platzen?

Es gab kein wirkliches Vorwärts mehr, nur noch ein immer tieferes Eindringen in was auch immer. Er hatte gerade absolut keine Lust, seine Kenntnisse über Pflanzen anzuwenden. Plumpes Grün. Es könnte einen verwirren, wenn man nicht wüsste, wohin einem der Weg schliesslich führte. Franzpeter wusste es natürlich. Hinauf auf den Gipfel. In weniger als einer halben Stunde würde er oben ankommen. Und natürlich vor der Giftgrünen.

Aber wäre es möglicherweise nicht besser gewesen, er hätte den anderen Weg gewählt? Den, den er der Giftgrünen empfohlen hatte? Da hätte es eventuell weniger von diesem grünen Allerlei gegeben, das den Blick auf den Weg partout nicht freigeben will.

Er verwarf die Möglichkeit sofort und tadelte sich, so etwas überhaupt gedacht zu haben. Für ihn gab es nur die eine Möglichkeit, nämlich die richtige. Was es zu tun gibt, das tue. Kein Gedanke dem Auch-noch-Möglichen!

So war es auch, als er sich von Sandra trennte.

Sie waren ein Paar, vielleicht auch kein Paar. Zwei gemeine mehrjährige Wiesenblumen: Margerite und Löwenzahn. Vier Jahre hatte er es mit ihr ausgehalten. Oder sie mit ihm. Auch möglich.

Aber wichtig für ihn: Er hatte es nicht mehr ausgehalten. Das war stark, dieses Gefühl. Einfach zu stark. Die Beziehung war nur noch Pustebume. Die Samen vom Winde verweht. Er musste sie verlassen. Das war klar. Da gab einfach nichts mehr zu überlegen. Sie ging ihm auf die Nerven. Diese Lässigkeit. Dieser Schlendrian. Sie hielt es für Gelassenheit. Dabei war es nur noch Schlampererei. Schluderei. Zerstreutheit. Vergesslichkeit. Unachtsamkeit.

Er hatte gedacht, es würde ihm guttun, wenn er neben sich jemand hätte, die nicht so war wie er. Das hatte er sich vorgenommen. Ich bin zu ernst. Er hatte es selbst bemerkt, worauf er stolz war. Er nahm die Dinge zu ernst. Aber er war bereit Rücksicht zu nehmen. Sicht auf das ganz andere. Auf Sandra. Obwohl es schwerfiel. Denn das Leben ist kein Spiel. Mit dieser Maxime war er aufgewachsen. Das hatte ihm der Vater immer wieder gesagt. Das musste er ihr sagen. Oft. Sie lächelte bloß. Wahrscheinlich hast du recht, sagte sie. Ihr war es egal, wer rechthatte. Ihr war vieles egal. Viel zu viel war ihr egal. Eben wie bei einem Spiel. Man gewinnt und freut sich. Aber die Freude darüber verfliegt schon bald. Man verliert. Der Ärger darüber verblasst. Schon bald. Verlieren oder gewinnen, es war ihr egal. Ihm nicht.

Viel zu viel war ihr egal.

Das ging nicht.

Und dann kam es auch immer häufiger vor: Wenn er etwas vorschlug, was sie tun könnten, dann folgte sie ihm nicht. Einfach nicht. Ein Trotzkopf. Ja, ein Trotzkopf war sie auch.

Und so kam es, dass er ihr auch nicht mehr folgte. Kann schon sein, dass ich ihr auch auf die Nerven ging. Aber das war für seine Entscheidung nicht wichtig. Den Fall abschliessen. Wir müssen uns trennen. Sie nickte. Und dann lächelte sie. Wieder dieses verderbende verdorbene Lächeln. Er spürte, wie er Lust hatte dem Lächeln ein Ende zu setzen. Mit Gewalt? Nein. Diesen Gefallen wollte er ihr nicht machen. Sie trennten sich.

Es musste sein, auch wenn er nicht wusste, was das mit ihm machen würde. Aber er wusste auch nicht, ob ihr die Trennung etwas ausmachte, ihr schwerfiel. Die Beziehung fiel einfach auseinander. Jeder ging seines Wegs. Er musste es tun. Sie nahm es hin. Ja, das konnte sie gut, lächeln und hinnehmen und wieder lächeln. Ihn machte das sprachlos, ihr Aushalten, ihr Dulden, manchmal auch wütend. Er wusste nicht mehr, wie er dem begegnen sollte. Gefühlsverwirrungen, Gefühlsverschlingungen. Zu viel. Einfach zu viel. Die Souveränität seines Verstands war gefährdet.

Er musste sie verlassen. Um *seinen* Verstand zu retten. *Seine* Klarheit. *Sein* Urteilsvermögen. Allein darauf war noch Verlass. Allein darauf wollte er nur noch vertrauen. Ende der Liebesgefühle. Der Liebessehnsucht. Fall abschliessen. Fall abgeschlossen.

Das Gestrüpp wurde dichter. Ein grüner Wust. Ein Ast schlug ihm ins Gesicht. Ärgerlich. Er war nun ganz damit beschäftigt, die Äste, die in den Pfad hineingewachsen waren, wegzuschieben, um die Sicht auf den Weg frei zu machen. Dabei achtete er nicht mehr, wohin er trat. Und da passierte es. Er stolperte. Sein linkes Bein knickte weg. Er schrie auf. Ein stechend Schmerz. Im Knie. Er wusste sofort: Es tat mehr weh als üblich. Er wollte sich setzen. Das Knie eine Weile ruhen lassen. Aber selbst das war nun nicht einfach. Überall das grüne Zeug, kein Platz zum Hinhocken. Er humpelte einige Schritte. Musste es aber sofort aufgeben, denn die Gefahr nochmals zu stolpern war zu groß. Es blieb ihm nichts anderes übrig als sich auf den schmalen Pfad zu setzen. Er

hielt sich mit den Händen an Ästen und ließ sich vorsichtig auf den Boden sinken. Äste brachen, knickten.

Er hörte es.

Ein stechender und gleichzeitig brennender Schmerz.

Scheisse! Scheisse!

Franzpeter hörte sich fluchen.

Was tun?

Franzpeter stöhnte.

Franzpeter hörte sich stöhnen.

Franzpeter fand sein Stöhnen widerlich.

Es tat weh. Einfach nur weh. Das Knie. Das Bein. Alles. Ein einziges Weh. Der Knöchel auch. Auch noch der Knöchel.

Würde der Schmerz vielleicht nachlassen, wenn er den Schuh auszöge? Aber wie sollte er alleine den Schuh ausziehen und dabei Knie und Fuß schonen? Sich noch heftigere Schmerzen zufügen? Inzwischen hatte er dermaßen große Schmerzen, dass es nicht wagte, den Fuß zu sich zu ziehen.

Erst jetzt bemerkte er, dass er den Rucksack immer noch auf sich trug. Das auch noch. Nach einige Verrenkungen gelang es ihm den Rucksack auszuziehen. Dann legte er sich vorsichtig auf den Rücken, den Kopf auf den Rucksack, die Beine ausgestreckt.

Eine Weile lag er nur da und bewegte sich nicht. Er dachte nicht, was er jetzt dann tun könnte. Wie er aus diesem unerwarteten Schlamassel herauskommen könnte. Der Schmerz bannte alle Gedanken.

Schmerz ist kein Gedanke. Schmerzen führen nirgendwohin. Dem Schmerz folgt nichts. Nichts wie einem Gedanken ein weiterer Gedanke folgt. Schmerzen sind da und breiten sich aus. Alles unter ihrer Macht Stehende zu Ohnmacht verdammend.

Wie ein angeschossenes Reh, sagte er sich. Franzpeter stellte sich ein angeschossenes Reh vor. Zitternd. Lautlos. Dem Tod entgegenharrend.

Er könnte jetzt Wanderstöcke brauchen. Um damit aufzustehen. Ohne erschien ihm das unmöglich. Das musste er zugeben. Aber wenn er aufgestanden wäre: Was würde das nützen? Ich kann ja keinen Schritt mehr gehen, mit diesem Knie. Aber es ist wenigstens die bessere Idee, als den Schuh auszuziehen. Zöge er den Schuh aus, würde der Knöchel anschwellen und dann wäre es danach

unmöglich ihn wieder anzuziehen. Immerhin sein Verstand war noch intakt, obwohl der auch nur daliegt und nicht weiterweiß. Eine Tablette, eine Schmerztablette wäre jetzt gut. Franzpeter hatte keine Schmerztabletten bei sich. Er hatte überhaupt kein Medizin-Set bei sich. Keine Tabletten, keine Salbe, keine Binde. So etwas kam für ihn nicht in Frage. Er ging ja nicht in die Wildnis. Es gelang ihm nicht, den naheliegenden Gedanken nicht zu denken: ein Helikopter, in den er jetzt einsteigen könnte. Aber was soll's: Hier kann sowieso kein Helikopter landen.

Franzpeter wünscht sich, nicht da zu sein, wo er jetzt war. Nicht hier. Aber wo sonst? Gut, im Wald schon. Aber es müsste so sein wie in einem Film. Was würde ein Gefallener, so wie ich, in einem Film tun? Er würde sich selber retten, weil er im Film ein Held sein musste, weil das Drehbuch es so vorsähe.

Der Fuß tat ihm weh. Er lag am Boden. Er war ratlos. Hilflos. Und das machte ihn wütend. Und immer, wenn er mit einer Situation sehr unzufrieden war, wurde er grundsätzlich und philosophisch.

Es ist ein grosser Quatsch, wenn man glaubt, der Mensch würde im Wald irgendetwas Großes, etwas Heiliges gar, ja das Erhabene erleben. Ich sage es immer wieder. Ein Wald ist keine Wildnis, wenn man sich nur genügend vorbereitet. Da gibt es nichts Überraschendes, Überwältigendes, Erhabenes. Wer glaubt, man müsse die Herrlichkeit und die Ursprünglichkeit des Waldes verehren und in ein ehrfürchtiges Schaudern vor den Buchen und Eichen verfallen, der mag das tun und vor Baumstämmen niederknien und sie umarmen. Mit Wissen, gutem Schuhwerk, klarem Verstand und einem starken Willen kann man sich die Ehrfurcht vor der Natur schenken. Der Wald ist für mich da. Mag sein, die Wildnis wäre nicht für mich da. Ich müsste mich ihr anpassen, ihr gehorchen. Aber der Wald ist keine Wildnis.

Aber nun lag er am Boden.

Du willst dir beweisen, dass du als Einziger selbständig entscheiden kannst, was du kannst und willst. Und dafür hast du dir das entsprechende Gelände ausgesucht. Du suchst was da drin. Wahrscheinlich dein verschüttetes Selbst. Das hätte ihm Sandra jetzt wohl gesagt. Sie hatte es ihm schon mehr als einmal gesagt. Dein verschüttetes Selbst. Ergreife dein eigenes Selbst. Er hatte geschwiegen. Wer sein Selbst sucht, der hat ja schon eines. Meines ist eben etwas

verschüttet. Wie auch immer. Er fand solche Gedanken quälend. Zu psychologisch.

Es zog ihn einfach in den Wald. Ohne Sandra. Ohne Selbstsuche. Ohne Absicht irgendwas Verborgenes zu entbergen.

Franzpeter wäre jetzt gerne eingeschlafen. Wegtreten in ein Dunkel, an das man sich beim Aufwachen nicht erinnern kann und vor dem man keine Angst zu haben braucht, aufwachen und der Schmerz wäre nicht mehr da. Wegtreten im Heilschlaf.

Er horchte in sich hinein. Hatte es nicht Zeichen gegeben, die mir gesagt haben, ich soll heute nicht in den Wald gehen? Und ich habe sie übersehen? Unsinn. Vielleicht würde ein Film-Drehbuch auch vorsehen, dass er jetzt um Hilfe rufe. Franzpeter fand die Vorstellung des um Hilfe rufenden Franzpeter peinlich. Schon fast böswillig. Low-Budget-Film mit geringem Action-Anteil.

Oder einfach nur da liegen und vor sich hinträumen und auf etwas hoffen.

Warum sollte er jetzt auch hoffen, dass ihn jemand hörte und ihm zu Hilfe eilte. Hoffen ist kindisch. Vernunftwidrig. Wer nach der Vernunft handelt, braucht weder zu hoffen noch zu fürchten.

Dann lieber die H-H-Variante (Hollywood-Held). Sich am eigenen Schopf selber aus dem Sumpf ziehen. Wie Münchhausen. Nein, nicht wie Münchhausen am eigenen Schopf, sondern mit einem Stock.

Die Idee kam ihm unerwartet.

Franzpeter schaute sich um. Seitlich hinter sich sah er einen Baum. Eine Espe oder ein Ahorn? Wurst jetzt. Wenige Meter nur entfernt. Er langte in eine Seitentasche des Rucksacks und zog sein rotes Sackmesser mit dem bekannten Schweizerkreuz heraus. Das hatte er also nicht vergessen. Gehört ja zu seinem Selbst. Im Gegensatz zu einem Medizinbeutel mit Schmerztabletten. Die hatte er verschmäht. Die gehören eben nicht zu seinem Selbst.

Es kostete ihn viel Mühe und vor allem Schmerzen – verdammte Steine – zum Baum – Ahorn, wusste er's doch – zu robben und sich dann am Stamm abstützend emporzuschieben, emporzuhieven. Schließlich entdeckte er einen einigermaßen geraden Ast. Für ihn gerade noch erreichbar. Er hielt sich daran fest und begann zu sägen. Das Schweizermesser hatte doch tatsächlich eine – wenn auch kleine – Säge.

Ein ganz passabler Stock war das Ergebnis. Während er das alles tat, hatte er den Schmerz zeitweise völlig vergessen. Als er nun mit neuem Mut wieder auf den Pfad trat und ausschreiten wollte, nun zwar mit Hilfe des Stocks, musste er realisieren, dass der Schmerz und damit die Gehbehinderung keineswegs verschwunden waren. Am liebsten hätte er sich nun wieder hingesetzt und...Ja, was dann? Auf Hilfe gewartet. Aber nein. Warum sollte er jetzt auch hoffen, dass ihn jemand hörte und ihm zu Hilfe eilte. Hoffen ist kindisch. Vernunftwidrig. Wer nach der Vernunft handelt, braucht weder zu hoffen noch sich zu fürchten.

Hatte er das nicht soeben schon gedacht?

Etwas berührte ihn an der Schulter, hinten rechts, unmerklich, sachte. Wer? Franzpeter wandte den Kopf. Ein Mensch? Etwas Grünes. Ein Ast mit grünen Blättern.

Beim Gehen, oder man müsste wohl eher sagen beim Humpeln, hörte er jetzt plötzlich die Geräusche seines Sich-Fortbewegens. Das war ihm bisher noch nie aufgefallen, dass er Geräusche machte. Sein Geräuschselbst beim Wandern. Ein aufrechter Gang war beim Gehen mit dem Stock nicht mehr möglich, vielmehr beugte er sich leicht vor. Das sah beinahe so aus, als wollte er horchen und lauschen, was eine auf ihn zukommende unbekannte Zukunft ihm sagen könnte.

Der Schmerz hatte ungebremste Macht über ihn. Franzpeter hielt wieder inne. Er starrte in die grüne Wand vor ihm und musste daran denken, dass die Giftgrüne nun wahrscheinlich trotz längerem Weg schon längst vor ihm auf dem Gipfel war. Ein sehr unangenehmer Gedanke. Blöde Kuh. Schlange. Hexe. Hure. Luder. Schlampe, ich könnte dich...während ich hier...Franzpeter geriet in einen noch nie gekannten Furor. Schließlich stiess er die Flüche laut heraus. Verängstigt blickte er um sich und hoffte, dass niemand ihn gehört habe, als ein Echo seine Raserei widerspiegelte. Scham stieg in ihm hoch wie aufwallende Milch.

Und plötzlich war ihm zum Heulen zumute. Alles hatte sich gegen ihn verschworen: Schmerz, Wut, Scham, Ohnmacht. Als wollte irgendwer ihn loswerden.

Er hatte nur mühsam wenige Schritte gemacht, als er einen Baumstumpf am Wegrand bemerkte. Er setzte sich drauf und atmete hörbar aus. Es macht keinen

Sinn, wenn ich noch weiter in Richtung des Gipfels humple. Den werde ich mit dieser Kadenz vielleicht in zwei Wochen erreichen. Aber den Weg, auf dem er gekommen war, zurück? Franzpeter fand das eine bittere Idee, auch wenn sie naheliegend war. Unmöglich. Franzpeter hasste es den gleichen Weg zurück-zuwandern. Das hatte er noch nie gemacht. Das wollte er sich nie antun. Das ist jetzt vielleicht – also angesichts der Umstände – doch eine allzu sture, unvernünftige Haltung. Franzpeter konnte sich nicht erinnern, sich je als stur und unvernünftig bezichtigt zu haben. Er hielt sich vielmehr für gradlinig, konsequent, resilient.

Der Schmerz machte sich wieder heftiger bemerkbar. Er pulsierte. Franzpeter schloss die Augen und begann tief ein- und auszuatmen. Er konzentrierte sich dabei ganz auf sein Knie, auf den Schmerz in seinem Knie, als wollte er mit ihm in eine geistige Verbindung treten. Aber Schmerz ist doch etwas ganz Körperliches, dachte er. Der Schmerz ist kein Geist. Es gibt die Schmerzrezeptoren und die Nervenbahnen, die ihn ins Hirn leiten. Dann ist der Schmerz also nur im Hirn? Und wenn das von allen Wahrnehmungen gilt, dann wäre ich ja eigentlich nur als Hirn wirklich. Nur noch als Hirn wirklich zu existieren, fand Franzpeter, das sei ein seltsamer, aber auch ein irgendwie doch reizvoller Gedanke. Er begann sich einzureden, er hätte keinen Schmerz im Knie. Schmerz ist Einbildung im Kopf und sonst nichts.

Aber eine bloße Einbildung tut nicht weh. Ein Hirn kann einem ja nicht weh tun. Das Knie tut mir weh. Und überhaupt: es wandert doch nicht der Schmerz durch die Nervenbahn in mein Hirn. Und falls er dort anlangt, ist er auf jeden Fall kein Schmerz mehr. Komplizierte Sache.

Jemand atmet ganz heftig und laut. Wer ist das? Franzpeter erschrak. Es muss jemand hinter ihm stehen. Jemand hat sich von hinten an ihn geschlichen. Jemand, der mich schon lange beobachtet. Oder sie. Und jetzt ist sie so nahe zu mir gerückt, dass ich ihren Atem vernehme. Mit einem Ruck blickte Franzpeter hinter sich, als wollte er das Hinter-Sich überraschen. Aber hinten war niemand. Wahrscheinlich hat sie sich ganz schnell nach vorne gewandt und jetzt steht sie vor ihm. Vorne – hinten, hinten – vorne. Er bekam sie einfach nie zu sehen. Immer, immer wieder entzog sie sich ihm. Wahrscheinlich absichtlich gerade jetzt, wo er sich wegen seiner Schmerzen im Knie gar nicht richtig und schnell umdrehen konnte.

Aber wer hat dann geatmet?

Du drehst dich im Kreis wie eine Katze, die ihren Schwanz für den einer anderen hält und danach beißt, ihn aber nicht zu fassen kriegt. Ein Wahn. Franzpeter, du bist dabei wahnsinnig zu werden, du hältst deinen eigenen Atem für den eines anderen.

Der Schmerz war unvermindert da und er pochte. Er pochte an seine Hirnschale. Aber es gab dort keine Tür, aus der man ihn hätte hinausspedieren können.

Schon einmal, erinnerte sich Franzpeter, hatte er große Schmerzen. Als Kind. Als Junge. Sie wohnten damals neu in einer anderen Stadt. Allein mit der Mutter. Er und sein älterer Bruder. Es war eine Parterrewohnung innerhalb eines Wohngevierts mit großem Innenhof. Er war etwa 11 oder 12 Jahre alt. Sie waren eine Bande von etwa sechs Nasen. Mehr Jungs als Mädchen. Maria war auch dabei. Er als Jüngster wurde gerade noch knapp geduldet in der Gruppe. Überhaupt und auch an diesem öden Sonntagnachmittag. Sie langweilten sich. Sie langweilten sich oft. Wenn sie sich langweilten, warteten sie. An einer Hauswand sitzend warteten sie darauf, dass etwas passiere. Heute war es schwülwarm. Das Gartenbad lag weit weg. Er saß neben Maria. Er liebte Maria. Mit Maria im Gartenbad. Er allein mit Maria. Das wäre. Maria war älter als er. Nicht viel. Höchstens sechs bis sieben Monate. Aber trotzdem. Ihn überfiel immer wieder der Gedanke, dass er doch eigentlich bei ihr keine Chancen hätte. Mädchen mit dreizehn Jahren wollen keinen Jüngeren als sie selbst. Aber er konnte nicht anders, als an sie zu denken, sie für sich zu haben und sie sollte auch ihn haben wollen.

Er seufzte. Er las einen kleinen Stein auf und betrachtete ihn lange. Vielleicht, dass der Stein ihm...

Die Langeweile war zurückgekehrt. Die Langeweile ist ein Song, der alles übertönt. Der Song besteht nur aus einem einzigen Ton. Immer derselbe einzige Ton. Ein ewiger Solopart mit dem immer gleichen Text: «Wie gehabt. Wie gehabt.» Das ist Trübsal blasen. Das ist bodenlos. Das ist grämlich.

Er überlegte sich aufzustehen und irgendwo anders hinzugehen.

Aber dann doch. Tatsächlich. Da geschah was. Da kam was. Cello kam. Um die Ecke. Auf dem Fahrrad. Er hielt an. Der Langeweile-Song wurde etwas leiser. Wenig, immerhin. Alle sollten den Atmosphärendruck in seinem Rad

eigenhändig mit Daumen und Zeigefinger überprüfen und feststellen, dass er einen Platten oder vielmehr bald einmal einen vollständigen Platten hatte. Wo? Hinten. Am Hinterrad. Alle bestätigten es ihm: Ja, du hast einen Platten. Höchstens in einer halben Stunde hast du ihn hundertprozentig, einen hundertprozentigen Platten. Es war wie ein Ritual. Alle mussten den Platten mit Handanlegen bestätigen. Cello kam sich dabei wohl ein bisschen als Priester vor. Zuletzt war er, er der Jüngste, nach Maria, an der Reihe mit dem Luftdruckprüfen im hinteren Reifen von Cellos Fahrrad. Priester Cello muss das irgendwie nicht mitgekriegt haben. Mit ihm rechnete er offenbar nicht. Jedenfalls stieß er genau dann in die Pedale, als er seine Hände am Reifen hatte und gerade zudrücken wollte. Seine Hand fuhr mit hoch zum scharfen Ende des Schutzblechs. Und das bohrte sich in die Oberseite seiner Hand und schnitt eine klaffende Wunde hinein. Der Schmerz biss zu. Sofort. Es tat gigantisch weh. Er schrie auf. Es blutete. Und er erschrak. Er starrte auf die Wunde. Einen solchen Riss an sich hatte er noch nie. So in sich hineinsehen.

Er schrie. Er weinte. Natürlich. Was sonst.

Später, beim Doktor, jammerte er weinend. Aber der Doktor fand, er sei ja ein tapferer Junge und er hätte doch wahrhaftig noch Glück gehabt, denn die Sehnen seien nicht durchschnitten worden. Ein schwacher Trost. In der Nacht darauf war es, als hätte jemand einen Kübel voll dumpfer Schmerzen über ihn gegossen, als wäre er von Schmerzen gefleddert, als wäre er in eine Kiste mit der Aufschrift „Achtung! Schmerzvoll!“ gesperrt worden, und da gab es keine Öffnung nach außen, wo er hätte dem Schmerz davonlaufen können.

Er muss mitten in der dunklen Nacht laut gejammert und nach Mutter geschrien haben. Und sicher hatte er auch seinen älteren Bruder damit geweckt. Und der hat wahrscheinlich gedacht, er sei eine Memme, dass er nach Mama schreie. Aber plötzlich saß Mama an seinem Bett und hielt ihm die freie Hand.

Der Arzt gehörte mit ziemlicher Sicherheit zur Schar derjenigen Doktoren, höchstwahrscheinlich Offizier im Militär, die Schmerzhaben als etwas Positives schätzten, etwas durch das man hindurch zu gehen habe und erst danach käme man als richtiger Mann wieder heraus. Und deshalb hat er ihm eventuell kein Schmerzmittel oder nur eine geringe Dosis verabreicht. Ja, vielen Dank Herr Doktor Major, dass sie mich zum richtigen Mann haben machen wollen!

Er wusste nicht mehr, was seine Mutter alles mit ihm angestellt hatte, aber sie brachte es fertig, dass er sich beruhigte und schließlich einschlief. Auf jeden Fall war es ihre Liebe, ihre bedingungslose Liebe, die ihn von Schmerz erlöst hatte. Das ist die reine Wahrheit.

Während Franzpeter das alles erinnerte, hatte er dafür völlig vergessen, weshalb er hier saß und dass er doch eigentlich Schmerzen im Knie hatte.

Wenn ich so lange nicht mehr an den Schmerz denken muss, ist es vielleicht doch eine Kopfsache, das mit dem Schmerz, und nicht so schlimm.

Und überhaupt ist das ja schon vielen anderen passiert und die haben das auch überlebt und waren tapfer. Franzpeter sah zu seinem verletzten Knie hinab. Man muss von sich absehen können. Diffus zwar, aber es kam so etwas wie Zuversicht in ihm auf. Es wird schon gut kommen. Irgendwie. Seine Mutter sagte das immer. Er fand oft, sie sei etwas gar naiv mit diesem Sätzchen. Und als er erwachsen wurde, belächelte er sie deswegen. Man muss doch etwa tun, damit es gut kommt, sagte er zu ihr.

Franzpeter wusste, dass er Recht hatte. Aber er wünschte sich trotzdem, seine Mutter säße jetzt neben ihm und würde sanft und leise über sein verletztes Knie blasen und sagen: Es kommt schon gut. Denn er selber fühlte sich nach wie vor ratlos und schon gar nicht wusste er, was er denn jetzt tun könnte, damit es gut kommt. Auf so eine Situation war er bei seinen Wandervorbereitungen nicht gekommen. Es fiel ihm schwer, aber nun bereute er es, keine Apotheke eingepackt zu haben.

Aber dann sagte er sich auch wieder: Aber jetzt ist es so. Und jammern nützt gar nichts und darum: vorwärts. Tapfer sein und ein Mann und so weiter.

Franzpeter packte seinen Stock und setzte sich in Bewegung. Zurück. Weg vom Gipfel. Zurück, wo er herkam.

Er kam nur sehr langsam voran. Der Schmerz war natürlich noch immer da. Er versuchte ihn nicht zu beachten. Er achtet nur auf seine Schrittfolgen und mit der Zeit meinte er, dass sie so etwas wie einem regelmäßigen Muster, einem Rhythmus folgten. Tapsig zwar, doch immer vorangehend. Franzpeter begann zu laut zählen: Eins – zwei – drei – vier – fünf – sechs und so weiter. Als er bei dreiunddreißig angelangt war, hielt er einen Moment lang mit dem Zählen inne. Gehen ist ja auch ein bisschen wie Musik. Einzelne Silben werden betont. EINS – zwei – drei – vier. Im kam sofort eine Melodie, ein Volkslied, das ihm seine

Mutter mit ihrer feinen Stimme immer vorgesungen hatte. Franzpeter kannte die Melodie. Er könnte das Lied ja singen. Jetzt gerade. Ich singe das Lied ja nur für mich, sagte er sich. Zuerst wollte er es eigentlich nur stumm singen. Aber dann sickerte es aus ihm heraus, tröpfchenweise. Mit brüchiger Stimme zuerst, dann immer beherzter, als müsste die Singstimme die jahrelange stummen Kränkung, nie gebraucht worden zu sein, abwerfen. Er hörte, wie etwas von ihm abbröckelte. Sehr langsam in seinem stockenden Schrittrhythmus. Schritt um Schritt, Silbe um Silbe. Wenn ich ein Vöglein wär und auch zwei Flügeln hätt, flög ich zu dir. Weil's aber nicht sein kann, bleib ich allhier. Weiter wusste er nicht. Und darum sang er die erste Strophe einfach noch einmal. Und dann noch einmal. Diesmal schon besser, voller. Er wusste, es gab noch eine zweite und ein dritte Strophe. Es war ja auch ein Liebeslied. Es konnte noch nicht zu Ende sein.

In seinem Mund hatte sich Speichel angesammelt. Franzpeter schluckte ihn hinunter.

Da plötzlich – Franzpeter blieb wie angewurzelt stehen – vernahm er eine weibliche Stimme. War das nicht die zweite Strophe?

Bin ich gleich weit von dir, bin ich doch im Schlaf bei dir und red mit dir.

Das ist die zweite Strophe!

Und die Stimme.

Wie die Stimme meiner Mutter.

Er zuckte zusammen und starrte ins Gebüsch.

War da nicht jemand?

Franzpeter erschrak.

Dann schien es ihm, als hörte er, wie jemand sagte: Alles wird gut.

Franzpeter schüttelte den Kopf, als müsste er eine lästige Fliege loswerden. Er wandte sich wieder dem Weg zu. Er war nur etwa höchstens dreihundert Meter gegangen, da muss er erneut zugeben, dass das Knie ihm weh tat und dass er schon wieder eine Pause brauche.

Er setzte sich an den Wegrand. Und als er Müdigkeit verspürte, legte er sich auf den Rücken und als er merkte, dass ein kleines Nickerchen ihm jetzt guttäte, streckte er auch noch die Beine von sich. Diese ragten nun quer in den Weg bzw. Pfad hinein, so dass Wanderer über die Beine des vor sich hindösenden Franzpeter hüpfen mussten.

Ihm war's egal. Wenn ich einschlafe, bin ich allein, wenn ich erwache, bin ich allein.

Kurz darauf fiel er in den Schlaf.

Im Schlaf träumte er.

Ein Mann im weissem Kittel, ein Doktor hält ihn fest, er liegt mit gefesselten Händen hinter seinem Rücken am Boden, sein linkes Bein ist mit dem Bein von Maria verknotet, und auch ihre Hände sind wohl hinter ihrem Rücken gefesselt, so genau weiß er es nicht, denn sie liegen da Rücken an Rücken, aber er weiß ganz genau, dass es Maria ist, mit der er verknüpft ist, denn er spürt etwas an seinem Rücken: etwas, hinten, das könnten Flügel sein, solche wie bei einem Engel, was ihm gar nicht wunderlich vorkommt. Aber wieso ist ein Engel genauso gefangen wie er? Engel kann man doch nicht fesseln und einsperren! Er ist ganz verwirrt. Er wollte das Maria fragen, aber eine Stimme sagt nur: Ruhig. Ruhig. Es wird alles gut. Aber Quatsch, will Franzpeter sagen, keine Ruh jetzt, wir müssen uns befreien. Und er beginnt an der Fessel zu zerren. Die Fessel geht hinauf bis zu ihren Knien. Aber das tut verdammt weh und es geht ja nicht, denn das Bein des Engels hängt auch daran, das ist jetzt ein riesiges Problem. Ihm wird schlecht davon, weil er nicht weiß, wie er dieses Problem lösen soll. Nur tapfere Jungs, die auch etwas aushalten können, können sich befreien, ich weiß, wovon ich spreche, sagt ein Doktor im weißen Kittel, und du musst wissen, wenn du dich befreien kannst, dann fliegt dein Engel fort, für immer ist er dann weg. Aber ich muss doch. Ich will doch nicht für immer hierbleiben. Ich befreie dich und mich und dann fliegen wir gemeinsam zusammen fort, sagt er zu Maria. Aber Maria sagt nichts. Oder ist es gar nicht Maria? Ist es vielleicht seine Mutter? Sie seufzt nur, aber dann dreht sie sich und setzt sich neben ihn und sagt: «Alles wird gut». ...aber das ist gar nicht Maria, das ist diese... «Schlangpe!» rutscht es Franzpeter heraus.

«Welche Schlange denn? Oder war es eine Schlampe?», fragte die Frau, die neben ihm saß. Sie grinst.

Er starrte die Frau an und blitzartig setzte er sich auf, konnte ein lautes «Aua» nicht verhindern, denn der Schmerz im Knie kannte kein Erbarmen.

Franzpeter war sprachlos.

Es war die Grüne. Er erkannte sie sofort, obwohl sie die giftgrüne Jacke nicht mehr trug. Keine grünen Augen, er hatte sich getäuscht, aber hennagefärbte

Haare schon, das stimmte. Östlich sah sie aus, Morgenland, Türkisch, Persisch oder so. Und schön war sie. Sie hatte ein schönes Gesicht. Das hatte er schon bei der ersten Begegnung bemerkt, aber kurzerhand weggewischt.

Er wollte etwas sagen, aber es entwichen ihm nur Wortbrocken wie «Ich», «also», «äh». Dann nahm er sich zusammen und murmelte ein «Hallo».

«Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen zu nahetrete, aber sie lagen da so quer im Weg, dass ich denken musste, sie hätten etwas und...na ja, man kann ja nicht an einem Mensch, der mitten auf dem Weg liegt, so einfach vorbeigehen, als wäre nichts geschehen. Sie hätten ja ohnmächtig sein können. Oder sogar tot.» Franzpeter schluckte leer. Nicht in Worte zu fassen, seine gegenwärtige Gefühlslage. Sehr komplex. In seiner Verlegenheit blickte er hinauf zum Himmel. Das ist ja ein sehr, ein sehr schöner blauer Himmel. Es kam ihm nun plötzlich merkwürdig vor, dass er während seiner Wanderung nie in den schönen blauen Himmel geblickt hatte.

«Und dann haben sie auch schrecklich zu stöhnen begonnen. Und ich bin dann zu Ihnen hingekauert und wollte Sie beruhigen.»

«Danke», sagte Franzpeter.

Vielleicht hätte er das besser nicht gesagt, weil sie ihm nun auf unerwartete Weise nahe war. Aber es war ihm eben rausgerutscht und zurücknehmen konnte er das Wort nicht mehr. Und einen Moment lang wollte er sie noch fragen, ob sie den Satz «Alles wird gut» gesagt habe. Aber das unterliess er, glücklicherweise. Er war sich nun im Klaren, dass er ihr eine Erklärung schuldig sei. Allein schon, um zu verhindern, dass sie ihm nun eröffnete, sie seien sich doch schon einmal begegnet und er habe sie sehr unfreundlich behandelt.

Er sei «unglücklich»...auch dieses Wort wollte er eigentlich vermeiden, aber es war schon gesagt, denn ihm fiel nichts Besseres ein, oder hätte er sagen sollen «ungeschickt», «hirnlos», «kopflos», gar «verwirrt», «mit Mühlrad im Kopf»... Franzpeter vergass es, den Satz mit «gefallen» zu Ende zu bringen, und er redete einfach weiter, er habe sich das Knie verstaucht und könne nur noch langsam und unter Schmerzen gehen, und da sei er eben auch müde geworden und hier mitten auf dem Weg eingeschlafen, ja, einfach so, für ein kurzes Nickerchen.

«Und da haben Sie geträumt, von einer Schlange.» Das war keine Frage, das war eine Feststellung.

«Ja, ich kann mich jetzt gar nicht mehr erinnern», log er.

Franzpeter wurde es ungemütlich. Ein Stein drückte in seinen linken Sitzhöcker. Und überhaupt für ihn war das Sitzen auf dem Boden ohne Kissen und Lehne schon immer unmöglich, nur für sogenannte Naturvölker mit gelenkigen Becken geeignet. Er machte Anstalten aufzustehen. Die Grüne bemerkte es sofort, ohne große Umstände stand sie auf, erstaunlich beweglich, so elastisch, fand Franzpeter, und griff ihm unter die Arme. So war es für ihn geradezu ein Leichtes aufzustehen. Als würden sie einer verborgenen Choreographie gehorchen, kam sie beide gleichzeitig hoch. Und übergangslos, beinahe logisch waren sich ihre Körper dabei sehr nahe. Und zwangsläufig auch, dass sie sich ansahen. Ein Ausweichen war gar nicht mehr möglich. Franzpeter war es momentlang duselig. Vom Aufstehen. Oder von ihrem Blick? Ihr Blick war ihm einen Augenschlag zu lange. Er fühlte sich beobachtet, ins Auge gefasst. Ihm wurde bange. Er schlug die Augen nieder.

Wie kommt er da wieder heil raus?

«Haben Sie denn schon Schmerztabletten genommen?», fragte die Rothaarige ihn.

«Nein», gestand Franzpeter, «ich habe keine.»

Die Frau sagte nichts, machte ihm keinen Vorwurf, vielmehr grub sie aus der Seitentasche ihres Rucksacks eine kleine Plastikschatel von einem Gummi umringt, ihr Medizinkästchen.

Franzpeter beobachtete sie dabei. Er ahnte, was auf ihn zukam.

«Sie nehmen am besten gleich zwei.» Sie streckte ihm auf ihrem Handteller die Tabletten hin.

«Oh nein, das ist nicht nötig.» Franzpeter vermied es schon immer, Hilfe anzunehmen. Er war es gewohnt die Probleme allein zu lösen.

«Natürlich ist das nötig oder wollen Sie hier übernachten?»

Seine Prinzipien über den Haufen zu werfen kam nicht in Frage.

Aber gut, vorläufig und angesichts der besonderen Lage. Er griff nach den Tabletten.

«Danke», sagte Franzpeter etwas kleinlaut und schluckte sie hinunter mit einem Schluck Wasser aus ihrer Flasche, die sie ihm ebenso bereithielt.

«Ich heisse übrigens Mina.»

Franzpeter fühlte sich von so viel Offenheit überrumpelt, er wusste nicht, wie ihm geschah.

«Franzpeter.»

Unhöflich wollte er jetzt gerade auch nicht mehr sein.

«Ich denke, jetzt werden wir eine Weile zusammen gehen müssen, und da duzen wir uns besser. Einverstanden?»

«Klar», murmelte er, etwas unsicher, aber doch irgendwie zufrieden und zuversichtlich.

«Und jetzt warten wir noch eine Viertelstunde, bis die Tabletten wirken, bevor wir losziehen. Und es wäre auch gut für die vollständige Aufnahme der Wirksubstanz, wenn du etwas essen würdest. Aber ich habe leider nichts mehr dabei.»

«Ich habe noch Müesliriegel und Nüsse und Trockenfrüchte und auch etwas Brot.»

Er schlug vor sich nochmals zu setzen. Und er freute sich, ihr etwas von seinen Essensvorräten anzubieten, auch wenn sie ablehnen würde. Aber sie lehnte nicht ab, freute sich über die Nüsse und die Trockenfrüchte und nahm auch die Hälfte des Müesliriegels entgegen. Während sie so dasaßen und schweigend vor sich hin assen, sah es für Franzpeter sogar so aus, als wären sie ein harmonisches Paar und würden sich einträchtig die Mahlzeit teilen.

«Wir sind uns ja schon einmal begegnet, als ich mich fragte, welchen Weg ich nehmen sollte.»

«Ja, stimmt.» Franzpeter wurde kleinlaut.

«Ich bin links gegangen nach deinem Anraten, aber du bist offensichtlich rechts gegangen.»

Der Satz kam daher wie eine Feststellung, aber es war natürlich die Aufforderung damit verbunden, sich zu erklären, warum er rechts gegangen war.

Franzpeter wurde es peinlich. Sehr sogar. Zumal er im Ausreden finden einfach nicht so geschickt war.

«Na, ich nehme an, du wolltest nicht mir hinterherlatschen oder vielleicht wolltest du schauen, wer es zuerst auf den Gipfel schafft.»

Franzpeter zerschlug es augenblicklich die Stimme, er fühlte sich durchschaut, ertappt. Wie ein Schachkönig, der weiß, dass ihm nur noch wenige Züge kurz vor dem Matt blieben. Aber Weiß schlug offensichtlich ein Patt vor.

«Es ist dir peinlich. Du musst es mir nicht sagen. Macht nichts.»

«Ich bin es gewohnt, allein zu wandern», gab er zu.

«Bis wir unten im Bus sitzen, ist es, glaube ich, besser, wenn ich dich begleite.»

Die anfänglich Abwehr und Irritation war dank ihrer Offenherzigkeit und Gesprächigkeit einer Bewunderung gewichen. Er fühlte sich fast schon glücklich.

«Ja, vielen Dank. Nett von dir.»

Nett? Franzpeter fand, dass das ein viel zu banales Wort war für das, was er für sie empfand.

Davon, dass er ihr den falschen Weg empfohlen hatte, erwähnte sie nichts mehr. Möglich, dass sie an der Empfehlung nichts Falsches gefunden hatte. Schließlich war sie ja alleine, d.h. vor ihm und ohne ihn, auf dem Gipfel. Dass er vor ihr dort wäre, fand ja nur in seiner Vorstellung statt. Sie hatte keinen Anlass, sich in einem Wettbewerb als Unterlegene, aber auch nicht als Siegerin zu fühlen.

Als sie endlich wieder wanderten, Franzpeter nach wie vor mit seinem selbst geschnittenen Stock, bemerkte er, dass der Schmerz schon fast verflogen war. Und dann bemerkte er auch: seine rechte Seite war nicht mehr verwaist. Er brauchte sich nicht mehr nach einer bloß gefühlten und scheinbaren Begleitung umzudrehen. Franzpeter entwich ein zufriedenes Lächeln. Sie steht mir zur Seite. Sie geht rechts von mir und ich links von ihr. Und vielleicht denkt sie ja ebenso: Er geht links von mir und ich gehe rechts von ihm. Vielleicht.

Dass sie an ihn dachte, merkte er daran, dass sie ihn immer wieder fragte, wie es denn um seine Schmerzen stünde. Franzpeter gab dabei immer etwas verlegen Antwort. Er war es nicht gewohnt, dass man sich so um ihn kümmerte. Jedenfalls tat das Sandra nicht. Und jetzt gerade wusste er nicht, womit er sich das verdient hatte. Mit gar nichts. Im Gegenteil. Sandra und auch er fanden, jeder solle sich um ich selbst kümmern, dann kämen auch keine falschen Erwartungen auf.

Vielleicht gäbe es ja noch Gelegenheit ihr zu gestehen, dass er sie in die Irre führen wollte. Ja, warum eigentlich? Weil er ein vernagelter Einzelgänger war. Und sie? Ist sie nicht auch eine Einzelgängerin?

Ja, ja, aber erst viel später werde er es ihr gestehen. Franzpeter machte sich klar, dass das ja voraussetzen würde, dass er mit ihr noch eine Beziehung über diesen Tag hinaus haben würde.

Etwas später, der Weg hinunter war wieder etwas flacher geworden, bemerkten sie, dass sich dunkle Wolken über ihnen aufgetürmt hatten. Erste Blitze und dumpfes Donnergrollen kündigten eine baldige nasse Entladung an. Sie schauten sich an.

Wiederum etwas später griff der Wind plötzlich schärfer und stossweise in die Baumwipfel, als wollte er deren Wipfelfrisuren zerzausen, als auf eine Lichtung traten.

Sie blieben einen Augenblick stillstehen und horchten. Mina zog ihre giftgrüne Jacke an, Franzpeter die seine, eine rote, zwecks Signalwirkung, wie er ihr erklärte.

Von den Vögeln war nichts mehr zu vernehmen, als hätten sie das Weite gesucht, angesichts einer unheilvollen Bedrohung. Eine unheilschwangere Ruhe hatte sich breitgemacht.

Es riecht irgendwie besonders.

Ja, wie in einem Hallenbad.

Ozon, nehme ich an.

Und die Luft ist so warm.

Sie knistert.

Brutzelt.

Und dann kam er, der Regen.

Zuerst verspürte Franzpeter nur einen einzelnen Tropfen auf seiner Hand. Dann, in sehr schneller Folge, platschten mehrere, große kräftige Tropfen herab. Es blieb kaum Zeit, einen Unterschlupf zu finden. Mina schlug einen nahe gelegenen Fels vor. Franzpeter meinte, es wäre besser, sich nicht direkt am Felsen, sondern an einem Baum im Wald in etwa zwanzig Meter Entfernung zu platzieren. Er zeigte auf eine entsprechende Stelle am Waldrand. Mina rannte los, Franzpeter wollte auch rennen, aber da mutete er sich wohl zu viel zu. Das Knie jaulte auf und zwang ihn stehen zu bleiben. Der Regen prasselte schon erbarmungslos auf ihn nieder, während er zu Mina hinübersah, die ihm zuwinkte, er solle doch nun endlich kommen. Franzpeter überwand sich, bzw. seinen Schmerz und er humpelte in ihre Richtung. Inzwischen fiel der Himmel regelrecht über ihn her. Ein Überfall mit Pfeilen aus Wasser. Ein Vorhang aus wässrigen Schnüren fiel herab und verdeckte ihm die Sicht. Momentlang konnte er Mina nicht mehr sehen.

Und daher sah er auch nicht, dass sie auf ihn zueilte, ihn aber verfehlte, weil er die Orientierung verloren und ungewollt den Felsen angesteuert hatte. Als er dort ankam, bemerkte er seinen Fehler, und er humpelte tropfnass in Richtung Wald. Leider traf er dort nicht auf Mina. Er blickte in den Wald hinein. Von den Bäumen tropfte es. Keine Mina. Doch dann hörte er ihre Stimme «Franzpeter! Wo bist du?»

Und dann krachte es. Laut. Sehr laut. Ohrenbetäubend laut. Franzpeter erstarrte. Auf der erhellten Waldlichtung sah er, dass ein Blitz kaum einen Meter vor Mina einschlug. Mina war wie in eine Blase weißen Lichts getaucht. Eine göttliche Erscheinung. Sie zuckte zusammen und fiel auf den Boden. Franzpeter zögerte keinen Augenblick. Er rannte los. Der Regen prügelte auf ihn los. Den Schmerz in seinem linken Knie, er spürte ihn und spürte ihn doch nicht. Als er zu ihr niederkniete, war er erleichtert, in ihre geöffneten Augen zu sehen, ihren Atem zu spüren. Jetzt war es an ihm, sie hochzuheben.

Nass, aber glücklich, könnte man sagen, erreichten sie den Schutz gebenden Wald und setzten sich unter die ausgebreiteten Arme einer Tanne. Es war nun auch plötzlich kühl geworden. Mina zitterte und Franzpeter erlaubte es sich, die Situation erforderte es einfach, – wenn auch vorsichtig und etwas ungeschickt – den Arm um sie zu legen. Sie ließ es zu. Franzpeter hatte dabei ein beinahe schon wohliges Gefühl. Obwohl, eigentlich wollte er doch ihr wohltun. Der Regen prasselte immer noch intensiv auf die Erde nieder und machte dabei einen Heidenkrach und trotzdem hörte Franzpeter einen anhaltend hohen Ton. Aber der kam nicht von außen. Der war in ihm. Der kam aus ihm. Jedoch, der gehörte nicht zu ihm. Nicht wirklich.

Ich habe, glaube ich, einen Tinnitus, sagte er mehr zu sich als zu ihr.

Das ist wohl wegen dem lauten Krachen. Es hört dann schon wieder auf.

Während er sie irgendwie in den Armen hielt, um ihr warm zu geben, gestand er sich ein, dass er sie sympathisch fand, dass er sie mochte, vielleicht sogar mehr als nur mögen, dass er aber nicht mehr wusste, was er mit diesem Eingeständnis anfangen und wie es weitergehen sollte. Was genau sollte oder musste denn weitergehen?

Überhaupt kam es ihm, seit er Mina auf seiner Seite hatte, so vor, als wäre er in einem anderen Territorium aufgewacht, einem Land, wo er sich nicht auskannte, wovon es keine Landkarten gab, keine Wegangaben, keine

Gewissheiten, welche Abzweigung zu nehmen war, wann ein Gipfel erreicht sein würde und wie man wieder auf dem schnellsten Weg zurückkehren könnte. Die letzte halbe Stunde hatte er die Führung ganz aus der Hand gegeben, Mina übergeben. Aber jetzt lag Mina gewissermaßen am Boden und er musste jetzt wissen, was zu tun war, ohne Plan, ohne gespeichertes Wissen.

Wie geht es dir, Mina? Hast du Schmerzen?

Er musste laut sprechen, denn das Gewitter tobte und lärmte nach wie vor, als wollte es das Geschehen wie auf einer Bühne eigensinnig für sich in Anspruch nehmen.

Dass er sie nun sogar mit ihrem Namen ansprach, war ihm so rausgerutscht. Schließlich hat sie Schmerzen, einen Schock. Sie brauchte mich. Die Situation erfordert es.

Sie löste sich von ihm und sagte: Ich höre dich, als wärst du weit weg und dann habe ich Kopfweh und irgendwie stimmt auch etwas nicht mit den Beinen. Sie kribbeln so.

Hast noch mehr Schmerztabletten?

Es gab noch sechs oder sieben Tabletten. Mina hatte vorgesorgt, und das nicht mickrig. Dann saßen sie einfach nur da und hörten dem Plätschern des Regens zu, sahen den Schein ferner Blitze, und Franzpeter zählte die Sekunden, bis er das sich immer weiter entfernende Donnern vernahm.

Das schützende Dach der Tannenäste musste die Regentropfen allmählich durchlassen. Es tropfte auf ihre Schädel herunter. An den Stamm gelehnt, Schulter an Schulter, die Kapuzen hochgezogen, hockten sie da wie zwei auf dem Heimweg verloren gegangene durchnässte Zwerge. Schließlich ließ der Regen nach. Nur noch das Tropfen von den Bäumen war zu hören. Reglos harrten sie, bis es fast ganz still wurde. Franzpeter schloss die Augen und dachte, dass er in diesem neuen Land als Neugeborener gerne noch länger verweilen möchte.

Dann öffnete er die Augen und sah, wie alles klar war.

Wie klar alles ist, sagte er zu Mina.

Ja, das Gewitter hat seinen Reinigungsauftrag zur Zufriedenheit der Natur, und zu unserer, vollbracht, lächelte ihm Mina zu, Zeus hat sich ausgetobt und nun, erschöpft davon, schweigt er.

Und nun begannen auch die Vögel wieder zu pfeifen. Frei und fröhlich, fand Franzpeter. Es war ihm auch ganz egal, dass er nicht fähig war, sie zu benennen.

Siehst du, auch die Vögel begrüßen die neue Klarheit.

Mina hat Witz, sagte sich Franzpeter. Sollte er es ihr sagen?

Du hast Witz, sagte Franzpeter zu Mina.

Danke. Danke, dass du mich aus dem Inferno gerettet hast. Eine geheime Macht schlug zu und hat mich umgehauen. Was für eine Wucht. Aber jetzt geht es mir schon wieder ganz gut. Ein drittes Danke an die Tabletten.

Mina und Franzpeter erhoben sich. Mina war noch etwas wacklig. Franzpeter überlegte sich, ob er ihre Hand halten sollte. Die Situation könnte es erfordern. Soll ich dir die Hand geben?

Nein. ich glaube es geht auch ohne Händchenhalten.

Dann wanderten sie den Weg hinunter, auf dem Franzpeter hinaufgegangen war. Franzpeter genoss sein unerwartetes Glück, wenn auch mit Schmerzen im Knie. Was Mina fühlte wusste er nicht. Aber sie schien ihm nicht unglücklich. Wie sich die Welt doch, auch wenn sie mal kurz auseinanderfällt, schon bald wieder zu einer – nun eben neuen – Ordnung zusammenfügt.

Franzpeter erfuhr, dass sie halb Iranerin, halb Schweizerin war, dass sie als Physiotherapeutin arbeitete, dass sie eine Tochter von bereits sechzehn Jahren hatte, die aber nicht zum Wandern mit ihr hatte mitkommen wollen, und dass sie zu zweit in einer Vierzimmerwohnung in der Nähe des Spitals wohnten. Und weil das eben zu den Gepflogenheiten gehörte, erzählte Franzpeter auch aus seinem Leben. Und er erwähnte dabei auch seine Trennung von Sandra. Plötzlich merkte er, wie eifrig er war, ihr das zu erzählen.

Sie schwatzten und schwatzten, als wären das Geplauder, die Worte der Kitt, den sie verbinden sollte. Aber merkwürdig, Franzpeter spürte, je mehr sie miteinander schwatzten, eine zunehmende Unruhe. Irgendwas in ihm machte sich bemerkbar, ja breit. Es war ihm nicht genehm. Er wollte es nicht haben. Ein zu Befürchtendes. War das der Einbruch des Banalen, des Alltäglichen? Je mehr sie redeten, um sich näher kennenzulernen, desto mehr verschwand der Zauber, den der Blitzeinschlag zwischen sie gebracht hatte, und leider verlies Franzpeter auch schon bald das schöne Gefühl, sich in einem anderen Land zu befinden. Und je mehr sie dieses Land verliessen, desto mehr spürte er auch wieder

den Schmerz. Den Schmerz im Knie. Und gleichzeitig dachte er auch daran, dass sie den Vier-Uhr-Bus nicht verpassen sollten. Er wollte es Mina sagen. Aber sie plauderte und plauderte.

Er wurde den Gedanken nicht los, dass Mina nur daherredete, weil sie sonst nicht mehr wusste, wie sie mit der Nähe zu Franzpeter umgehen sollte. Aber wiederum ärgerte er sich, dass er das dachte.

Und dann war es ja auch so, dass du genauso wenig wie sie weisst, wie du mit ihr umgehen sollst. Aber noch schlimmer war es, als er nach einem Seitenblick auf Mina, sich sagen musste, dass ihr Engelsglanz verblasst war. Was für verwirrende Gefühle.

Er blieb unvermittelt stehen. Mina schaute ihn einigermaßen verwirrt an. Er konnte nicht anders, er musste über sich nachdenken, um die Gefühle und Gedanken zu ordnen.

Einerseits liebte er es ja, wenn es ordentlich und ganz und gar nüchtern zu und her ging. Und nun bedauerte er es, dass er das Land, wo das Wunder seiner Neugeburt stattgefunden hatte, schon wieder verlassen musste. Das ist eine Enttäuschung. Aber Enttäuschungen gilt es zu vermeiden, sagte er sich, durch entschlossenes Vorwärtsgen. Es gelang nicht.

Was hast du? Du siehst ganz verzweifelt, verwirrt, verlegen, ratlos. Hast du wieder grössere Schmerzen?

Vielleicht müsste er ihr, gerade jetzt, gestehen, dass er sie in die Irre hatte führen wollen. Aber wozu sollte das jetzt gut sein? Einfach damit er ihr jetzt antworten könnte. Er fand es eine dumme Idee. Und dumme Ideen sollte man möglichst bald vergessen.

Ja, etwas mehr als noch vor einer halben Stunde. Stimmt sogar.

Ich habe neuerdings zu viele dumme Ideen, murmelte er auch noch.

Einfach, nicht zu viel denken, dann suchen Schmerz und dumme Ideen das Weite, empfahl ihm Mina.

Ja, vielleicht hast du recht.

Als sie zusammen im Bus talwärts fuhren, hatte der Wind beinahe alle Wolken weggeputzt. Kein strahlendes Blau wie das am Morgen zwar, aber doch insgesamt erfreulich. Nur ganz da hinten im Westen ballten sich einige Wolken erneut zu einer Drohung zusammen.

Mina saß neben ihm und wenn er es denn gewollte hätte, dann hätte er leicht mit seinem Unterschenkel den ihren berühren können. Da kam ihm auch sein Traum wieder in Erinnerung.

Franzpeter meinte, es sei jetzt Zeit für sein Geständnis.

Ich habe dich absichtlich auf den längeren Weg geschickt. Es tut mir sehr leid. Es war ihm unmöglich ihr dabei in die Augen zu schauen. Und als er es gesagt hatte, bereute er es auch schon wieder.

Ja, ja, ich weiß, du willst ganz allein in deiner Welt sein. Und wenn dann doch eine auftaucht, die deinen Weg kreuzt, wie ich, dann möglichst schnell weg damit. Während ich hinaufstieg, habe ich mir das gedacht und eigentlich habe ich dich schon oben erwartet. Denn schneller als ich wolltest du ja sicher auch sein. Und als du dann nicht kamst, ließ mich die Vorstellung nicht mehr los, dir könnte etwas passiert sein. Und siehe da. Es ist dir etwas passiert.

Franzpeter wollte noch etwas sagen. Aber Mina hielt ihn davon ab. Es ist okay. Mir ist ja nichts passiert. Und zudem hast du mich ja auch gerettet.

Obwohl Franzpeter nicht wusste was, hätte er jetzt gerne noch etwas gesagt. Er suchte nach Worten. Aber er fand keine. Und daher schwiegen sie, bis der Bus beim Bahnhof anhielt.

Nachdem sie ausgestiegen waren, blieb Mina stehen.

Sie wartete, bis Franzpeter ihr in die Augen blickte. Dann sagte sie, sie würden sich jetzt trennen, denn sie müsse ja einen anderen Zug nehmen in die andere Richtung.

Und dann sagte sie noch: Ich gebe dir keine Telefonnummer. Aber ich werde dich nie vergessen.

Dann drehte sie sich um und ging davon. Franzpeter verblüfft und verunsichert schaute ihr lange nach, bis die giftgrüne Jacke um die Ecke verschwand.

Dann drehte sich Franzpeter um und merkte wie er böse wurde, irgendwie wahninnig böse auf...Aber da war niemand, auf den er hätte böse sein können. Und schwer atmend, bemerkte er wie seine Nasenflügel zu zittern begannen, die Unterlippe ebenso. Sie ließ sich einfach nicht mehr aufhalten, Träne, die ihm die Backe hinunterlief. Und dann, er konnte sich gerade noch einer Betonsäule zuwenden, weinte er. Es gelang ihm gerade noch, ein Taschentuch aus der Hosentasche zu ziehen

Was ist jetzt mein Geständnis wert, fragte er sich, die Rinnsale auf dem Zugfenster beobachtend, denn es hatte inzwischen doch wieder zu regnen begonnen. Ach, hätte er es doch nicht gesagt. Es war ihm ja sowieso schrecklich peinlich. Oder vielleicht doch? Ein Geständnis ist ja immer gut, weil man dann eine innere Last, wenigstens zur Hälfte loswird. Und Mina hat sich ja nicht empört. Hätte sie ja gekonnt. Er hätte es verstanden. Die Schuld lag ganz bei ihm. Aber Mina lag offensichtlich nicht daran, einen, der seine Schuld eingesteht, auch noch mit Liebesentzug zu bestrafen. Selbst Gerichte bewerten ein Geständnis als Grund für ein milderer Urteil.

Das Knie schmerzte. Die Wirkung der Tablette lässt wahrscheinlich nach, dachte er, und legte die Hand auf sein Knie. Das tat gut, aber möglicherweise muss er doch zum Arzt. Franzpeter ging nicht gern zum Arzt.

Er müsste sie wiedersehen. Sie suchen. Sie finden. Aber ist das jetzt nicht wieder einer meiner idiotischen Gedanken, die ich mir nicht wünsche zu haben, und doch tauchen sie immer wieder auf. Vergessen.

Franzpeter sah, wie ein Tropfen sich plötzlich löste, die Scheibe hinunterrann, dabei weitere Tropfen mitriss, immer schneller rannte und dann im Scheibenspalt verschwand. Aber es wäre schon schön, Mina nochmals zu sehen. Da hatte sich bereits ein neues Rinnsal gebildet, das unbedingt nach unten in den Spalt verschwinden wollte. Oder was denn? Ach, dieses dauernde Gerinne, dieser Sog. Alles will nach unten. Verschwinden. Sie nur einmal sehen. Franzpeter möchte auch gerne ein Bächlein sein, das nach unten strebt und plötzlich hörten die Tropfen auf zu fallen, mit einem Knall war der Zug in einen Tunnel gerast. Die Tropfen begannen ob des Drucks, der Enge zu zittern. Nach einiger Zeit verschwanden sie.

Franzpeter seufzte. Franzpeter hörte sich seufzen. Franzpeter fand sein Seufzen lächerlich.

Es gelang ihm während der ganzen Fahrt nach Hause nicht, nicht an Mina zu denken. Daran herum zu studieren, wie er sie ausfindig machen könnte. Es hörte einfach nicht auf. Und dann dachte er auch noch, er würde nie wieder in den Wald gehen. Oder nie wieder alleine. Das ginge jetzt einfach nicht mehr. Aber wo ist Mina?

Als er aus der Bahnhofshalle trat, blendete ihn die erneut wieder von einem blauen Himmel strahlende Sonne. Er blieb einen Augenblick stehen, um sich

zu orientieren. Und da geschah es. Einen Moment lang, einen kurzen allerdings, wusste er einfach nicht mehr, wo es denn zu ihm nach Hause in seine Wohnung ging.